This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Friedrichs des Großen

Gedanken

über die fürstliche Gewalt.

Von

Eduard Cauer.

C'est à Newton à parler de mathématiques, c'est à Frédéric le Grand à parler de gouverner les hommes.

Voltaire

Berlin, 1863.

Verlag von Julius Springer.

Vot. Ge III F 565

Vet. Ger. III B. 565

In demselben Verlage sind erschienen:

Die Lage der preußischen Heeresorganisation am 29. September 1862 nebst einem Zusatz über die Landwehr von Dr. Rud. Gneist, Abgeordnetem. 6 Sgr.

Preußen nach dem Landtage von 1862. 10 Sgr.

Die bevorstehende Krisis der preußischen Verfassung. 10 Sgr.

Die liberalen Parteien Angesichts der Zukunft Preußens. 10 Sgr.

Materialien zur Geschichte der Regentschaft in Preußen. Anfang Oktober bis Ende Dezember 1858. 16 Sgr.

Die Traditionen preußischer Politik. Niedergelegt in einer Reihe geschichtlicher Aufsätze. 18 Sgr.

Inhalt: 1) Die vorpreußische Zeit. 2) Ursprung und Gründung des preußischen Staates. 3) Friedrich der Große.

Die Politik der Zukunft vom preuß. Standpunkte. 16 Sgr.

Sendschreiben an den Politiker der Zukunft vom preußischen Standpunkte. 9 Sgr.

Der Besitz Venetiens und die Bedeutung des Neu-Italienischen Reiches. 24 Sgr.

Mainz. Eine militairisch-politische Skizze. 20 Sgr.

Habsburg und Hohenzollern. Oestreich und Preußen in ihrem Verhältniß zu Deutschland und zu den Interessen der deutschen Nation, von S. Stern. 20 Sgr.

Das preußische Landesvertheidigungs-System und die Befestigung von Berlin. Eine politisch-militairische Denkschrift. Vom Verfasser der „Politik der Zukunft vom preuß. Standpunkte." 20 Sgr.

Denkschrift, betreffend die preußische Machtstellung im deutschen Nordwesten. 5 Sgr.

Das europäische Gleichgewicht der Zukunft. Ein historisch-politischer Versuch. 20 Sgr.

Des Idées Napoléoniennes. Par le Prince Napoléon-Louis Bonaparte. (Napoléon III.) 15 Sgr.

Fragments historiques 1688 et 1830. Par le Prince Napoléon-Louis Bonaparte. (Napoléon III.) Ecrits dans la citadelle de Ham le 10. Mai 1841. 12 Sgr.

Dasselbe. In deutscher Uebersetzung. 10 Sgr.

Friedrichs des Großen

Gedanken

über die fürstliche Gewalt.

Von

Eduard Cauer.

C'est à Newton à parler de mathematiques, c'est à Frédéric le Grand à parler de gouverner les hommes.

Voltaire.

Berlin, 1863.

Verlag von Julius Springer.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
1 JAN 1959
OF OXFORD
LIBRARY

Goethe ſagt einmal: „Es ſind nur wenige, die den Sinn haben und zugleich der That fähig ſind. Der Sinn erweitert, aber lähmt, die That belebt, aber beſchränkt.“ Zu dieſen wenigen, die beides vereinigten, hat unbeſtritten Friedrich der Große gehört, ja ich weiß nicht, ob er nicht unter ihnen geradezu die erſte Stelle einnimmt. Groß in ſeinen Thaten vor allem auch dadurch, daß er ſich auf das mit ſeinen Mitteln Erreichbare zu beſchränken verſtand, erſcheint er nicht minder groß in der Fülle und Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes, in dem offenen Sinn, mit dem er nach dem Schönen, Wahren, Guten ſuchte, in ſeinem eindringenden Verſtändniß für die verſchiedenſten Wiſſenſchaften und Künſte, in ſeiner lebendigen nie raſtenden Theilnahme für alles Bedeutende, was jemals und irgendwo die Menſchen erfüllt und bewegt hat. Seine Schriften, denen nach langer Vernachläſſigung endlich in unſerer Zeit auch eine ihres großen Urhebers und ihrer eigenen Bedeutung würdige äußere Erſcheinung zu Theil geworden iſt, ſind ein unvergängliches Denkmal für dieſe Seite ſeiner Natur. In den verſchiedenſten Formen, in Proſa und in Verſen, in Scherz und Ernſt, in hiſtoriſcher Darſtellung wie in philoſophiſchem Räſonnement, vor allem aber in einem ſeltenen Reichthum der urſprünglichſten brieflichen Herzens- und Geiſtesergüſſe treten uns aus ihnen die Gedanken Fried-

richs entgegen, die Gedanken eines Mannes, der, wenn auch ein echtes Kind seiner Zeit, des von einer undankbaren und mehrfach wieder zurückgeschrittenen Nachwelt viel geschmähten 18. Jahrhunderts, doch weit entfernt war nur ein Echo zu sein für die Worte anderer, der vielmehr allem, was er sagte und schrieb, nicht minder als dem, was er that, den Stempel seiner großartigen Individualität aufzudrücken wußte. Es giebt wohl kaum etwas in der ganzen Fülle seiner Ansichten und Urtheile über die verschiedensten göttlichen und menschlichen Dinge, was nicht, auch wo es unserer besseren Erkenntniß schon auf den ersten Blick als schief, falsch und unhaltbar erscheinen sollte, doch durch die Form, die er ihm gegeben hat, und durch den Zusammenhang mit seinem ganzen Gedankensystem unser Interesse in hohem Grade in Anspruch nähme. Am wichtigsten aber müssen uns natürlich die Auslassungen Friedrichs über diejenigen Gegenstände sein, die mit seiner Lebensstellung und Lebensaufgabe in unmittelbarem Zusammenhange stehen, und über die er so zu sagen als Mann vom Fach urtheilt. Ist uns doch jedermann willkommen und belehrend, wenn er aus seinen eigensten Erfahrungen heraus und über die Kunst redet, die er selbst übt, sollte auch diese Kunst eine untergeordnete und sollten auch seine Mittheilungen mangelhaft und ungeschickt sein. Wie sollten wir nicht begierig sein, einen Mann von Friedrichs Geist und Mittheilungsgabe sich über die schwerste und höchste aller Künste äußern zu hören, über die des Herrschens, eine Kunst, in der er nach dem Urtheile der Welt zu den ersten Meistern aller Zeiten gehört hat? Was ein Friedrich, der in einem Wortverstande wie wenige Männer der Geschichte, und wie nach ihm keiner, ein echter und ganzer, ein geborner König war,

was der über den Urſprung und die Beſtimmung der königlichen Gewalt geurtheilt hat, über den Umfang ihrer Rechte und Pflichten, über ihren Werth, über die für eine ſolche Stellung erforderlichen Eigenſchaften des Geiſtes und des Characters, — das ſind Fragen, die nicht nur ein hiſtoriſches Intereſſe in Anſpruch nehmen, ſondern deren Beantwortung auch für die Gegenwart die unmittelbarſte praktiſche Bedeutung hat. Nicht eine erſchöpfende Löſung dieſer Aufgabe — ſie würde ein ganzes Buch erfordern — aber ein kleiner vorläufiger Beitrag zu einer ſolchen ſoll in Folgendem gegeben werden. An Material dazu fehlt es nicht, denn Friedrich, der ſchon als Kronprinz nicht allein in politiſcher Lektüre — von ſolcher ſind verhältnißmäßig wenig Spuren vorhanden — ſondern vornehmlich in ſelbſtändiger politiſcher Schriftſtellerei eine ernſte Vorbereitung für ſeinen künftigen Lebensberuf ſah, hat auch nachher, als er ſelbſt zum Handeln berufen war, und ſelbſt unter Umſtänden, die einen Geiſt von geringerer Elaſticität vollſtändig gefangen genommen hätten, niemals aufgehört, die allgemeinſten und tiefſten Probleme der Staatswiſſenſchaft zum Gegenſtande theoretiſchen Nachdenkens zu machen und ſich über die Reſultate dieſes Nachdenkens in mannigfacher Weiſe, bald aphoriſtiſch, bald in zuſammenhängender Gedankenentwickelung auszuſprechen, ſo daß an Zeugniſſen über die Denkart des Königs in dieſen Dingen aus allen Perioden ſeines Lebens vom Jünglingsalter bis in die letzten Jahre kein Mangel iſt. Ehe aber der Verſuch gemacht werden kann, dieſe mannigfachen Aeußerungen zu einem Geſammtbilde zuſammenzufaſſen, wird erſt die Vorfrage erledigt werden müſſen, wie weit der König in ſeiner Denkart ſich gleich geblieben iſt und ob nicht zwiſchen ſeinen früheren

und späteren Auslaſſungen ein ſolcher Unterſchied obwaltet, daß aus ihnen nicht ſowohl ein Syſtem ſeiner politiſchen Gedanken, als eine Entwickelungsgeſchichte derſelben gezogen werden müßte. Und gewiß — eine volle ſich immer gleich bleibende Uniformität der Anſchauungen wird man bei einem ſo beweglichen und empfänglichen Geiſte wie Friedrichs am wenigſten ſuchen; er war wie jeder den in der menſchlichen Natur liegenden Geſetzen der geiſtigen Wandelung unterworfen; er gewann mit den Jahren an Reife, Beſonnenheit, Kühle des Urtheilens, er zeigt ſich mit vorrückendem Lebensalter reſignirter, poſitiver, von wachſendem Reſpect für das Beſtehende erfüllt. Aber die durch dieſe innere Fortentwickelung bedingten Verſchiedenheiten treffen doch mehr die Form ſeiner Urtheile, die Hülle und das Beiwerk ſeiner Gedanken, als den Kern und das Weſen der Sachen.

Die nach einer leidenſchaftlichen ſtürmiſch bewegten Jugend in der Reinsberger Muße durch das Studium der Philoſophie, durch den Verkehr mit Voltaire, durch die Lektüre der Alten gewonnene Grundlage ſeiner Welt- und Lebensanſchauung hat Friedrich nie wieder aufgegeben. Von idealiſtiſcher Schwärmerei, der die Jugend, wie von dem Halbdunkel der Myſtik, dem das Alter ſo leicht verfällt, hat er ſich immer frei gehalten, ein geſunder, nüchterner Realismus, das Erbtheil ſeines ihm ſonſt ſo unähnlichen Vaters, war ihm in allen Dingen und zu allen Zeiten eigen; von den erſten bewußten Regungen ſeines Geiſtes an, bis ihn die Nacht des Todes umhüllte, hat ſtets mit immer gleicher Klarheit und Stetigkeit ſein helles, großes, durchdringendes Auge auf dieſer Welt geruht und Menſchen und Dinge zu ſehen verſtanden, wie ſie ſind. Dieſer Grundzug in ſeinem geſammten geiſtigen

Verhalten ist auch für sein politisches System der Ausgangspunkt gewesen; er ist es, der seine frühesten politischen Auslassungen mit den spätesten unauflöslich verbindet, so verschieden sie sonst nach Veranlassung, Tendenz und Form sein mögen. Unter jenen nimmt sein berühmter Anti-Machiavel die erste Stelle ein, das bedeutendste Erzeugniß seiner Reinsberger Jahre, eine Schrift, die beinahe ebenso verschiedene und ebenso ungerechte Beurtheilungen erfahren hat, wie Machiavelli's Buch selbst, gegen das sie gerichtet ist. Wir haben es jetzt allerdings leicht, den sittlichen Eifer des jugendlichen Autors zu belächeln, wofern wir ihn überhaupt für ernstgemeint nehmen wollen — denn auch an solchen Zweiflern hat es nicht gefehlt, — der es freilich nicht verstanden hat wie wir, den großen Florentiner aus seiner Zeit heraus zu begreifen, seinen Fürsten im Zusammenhange mit seinen übrigen Schriften zu erfassen. Aber wer in Friedrichs Anti-Machiavel nicht das Verständniß Machiavelli's sucht, sondern das Friedrichs, der wird ihn nicht wie einen verfehlten Jugendversuch achselzuckend bei Seite legen, sondern darin mit Bewunderung schon dieselbe sittliche und geistige Physiognomie erkennen, auf der Friedrichs Größe beruht. Mag er immerhin Machiavelli's Absicht mißverstanden haben; er hat darum doch nicht gegen ein Phantom gefochten. Der Machiavellismus, gleichviel, ob er mit Recht oder mit Unrecht diesen Namen trägt, ist eine furchtbare Realität in Europa gewesen — und wer dürfte behaupten, daß er heute zu den überwundenen Standpunkten gehöre. — Er hatte auch, als Friedrich schrieb, seine Vertreter, wenn auch schwächliche und ungeschickte; und er ist es eigentlich, gegen den sich Friedrich in diesem Manifest wendete, welches, bei seinem ersten Er-

ſcheinen von Voltaire, durch deſſen Hände es gegangen war, mehrfach modificirt und verſtümmelt, erſt in der jüngſt vollendeten officiellen Geſammtausgabe von Friedrichs Werken ganz in ſeiner urſprünglichen Geſtalt vorliegt. Zwei Hauptſeiten ſind es, von denen er mit jugendlichem Feuereifer das verhaßte Syſtem angreift; er verwirft es ebenſo in ſeinem Ziele wie in ſeinen Mitteln. Er bekämpft die Selbſtſucht, welche die Macht um der Macht willen ſucht, welche ſie zur Befriedigung des Ehrgeizes und anderer Leidenſchaften mißbraucht, welche in dem Volke weiter nichts ſieht, als eine Schafheerde, die dazu da iſt, dem Herrn Milch und Wolle zu liefern*); er bekämpft noch mehr die Wege, auf denen eine ſolche Macht begründet werden ſoll, die Ausbeutung der menſchlichen Schwächen und Laſter, das Speculiren auf die Furcht und den Eigennutz der Menſchen, den Peſſimismus, welcher die Menſchen durch die Vorausſetzung, ſie ſeien ſchlecht, wirklich ſchlecht macht. Was ſtellt er nun aber dieſem Syſtem entgegen, in welchem, wie er ſagt, das Verbrechen und die Tyrannei dogmatiſirt wird? Nicht die entgegengeſetzten Irrthümer, nicht ein Utopien von Freiheit und Tugend. Vielmehr hat er ſolche Tendenzen, wo ſie ihm ſpäter im Kreiſe der franzöſiſchen Encyclopädiſten begegneten, mit demſelben Eifer bekämpft: dies beweiſt namentlich die Kritik eines ſolchen Buches, Essai sur les prejugés, die er im Jahre 1770 geſchrieben hat, und die zu dem Anti-Macchiavel gewiſſermaßen die Ergänzung bildet. Aus der von ſchwerer Krankheit zurückgebliebenen Schwäche rafft er ſich auf und faßt, wie er gegen d'Alembert äußert (17. Mai 1770), die ganze Energie ſeiner

*) Oeuvr. VIII. 168.

Organisation zusammen, um gegen eine Theorie zu protestiren, die er nicht bloß wegen ihrer Feindseligkeit gegen alle bestehenden Ordnungen verdammt, sondern vor allem wegen ihrer irrigen Voraussetzung, daß die Menschen der Vollkommenheit fähig seien. Von demselben Standpunkte aus ist er ein entschiedener Gegner der socialen und politischen Doctrinen eines Jean Jaques Rousseau (z. B. an Voltaire XXIII. S. 353). Wie gegen den Macchiavellismus die guten Seiten und die Vorzüge, so betont er gegenüber den falschen Idealen seiner Zeit die Schranken und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur. Er sieht in den Menschen ein Gemisch guter und böser Elemente, edler und gemeiner Triebe; zu vollem Glücke, zu voller Freiheit glaubt er sie so wenig berufen wie zu voller Weisheit und Tugend; aber für die Leidenschaften und die Herrschgier einzelner Gewalthaber ausgebeutet zu werden, dazu hält er sie für viel zu gut. In allen Richtungen sind sie des Fortschreitens, der Vervollkommnung fähig, und die Pflicht wie der Ruhm der an Macht und Einsicht über die Masse hervorragenden ist es, ihnen den möglichst hohen Grad von materiellem, intellectuellem und sittlichem Wohlergehen zu verschaffen. Eine Stelle statt vieler diene für diese Sinnesart des Königs zum Belege. Es ist der Schluß der Abhandlung über die Gründe Gesetze zu geben oder abzuschaffen (Oeuvr. IX. 33) vom Jahre 1750:

„Sich einzubilden, daß die Menschen alle Teufel sind und sich in Grausamkeit gegen sie zu erhitzen, ist die Vision eines wilden Menschenfeindes. Voraussetzen, daß die Menschen alle Engel sind und ihnen die Zügel schießen lassen, ist der Traum eines albernen Phantasten. Glauben, daß sie weder alle gut, noch alle schlecht sind, die guten Handlungen über ihren

Werth belohnen, die ſchlechten unter dem, was ſie verdienen, beſtrafen, Nachſicht für ihre Schwächen und Humanität für alle haben, das iſt die Art, wie ein verſtändiger Mann handeln muß."

Wir haben nun die Fundamente kennen gelernt, auf denen ſich Friedrichs politiſches Syſtem auferbaut und ich glaube mich nach dem Voraufgeſchickten berechtigt, die charakteriſtiſchſten Züge dieſes Syſtems ſelbſt, welches nirgends vollſtändig ausgeführt iſt, aber überall aus den zerſtreuten Bemerkungen hervorleuchtet, zu ſammeln, wo wir ſie auch finden, ohne die einzelnen Schriften auseinanderzuhalten oder die Zeitfolge ängſtlich zu beobachten. Um ſo mehr Werth lege ich darauf, mich im Intereſſe der Objectivität in meinen Mittheilungen ſo eng wie möglich an Friedrichs eigne Worte anzuſchließen, und ich ſtelle folgenden ſchönen Satz aus dem Anti-Macchiavel an die Spitze:*)

„Es giebt kein Gefühl, welches unzertrennlicher von unſerem Weſen wäre als das der Freiheit; alle Menſchen von dem gebildetſten bis zu dem barbariſchſten ſind in gleicher Weiſe davon durchdrungen; denn wie wir ohne Ketten geboren werden, ſo begehren wir ohne Zwang zu leben, und indem wir nur von uns ſelbſt abhängen wollen, mögen wir uns nicht den Launen Anderer unterwerfen. Dieſer Geiſt der Unabhängigkeit und des Stolzes iſt es, der ſo viele große Männer in der Welt hervorgebracht hat."

Friedrich führt nun weiter aus, wie die republikaniſchen Staatsformen es ſind, die dieſem natürlichen Bedürfniſſe am meiſten entſprechen, und es fehlt ihm für die großartige Be-

*) Chap. IX. (von Voltaire arg verſtümmelt.) Oeuvr. VIII. 202.

thätigung republikaniſcher Bürgertugend nicht an Verſtändniß und Sympathie. Nicht nur zu den antiken Idealgeſtalten eines Brutus und Cato hat Friedrich jederzeit bewundernd aufgeſchaut, er hat auch die Vorzüge moderner Freiſtaaten bereitwilligſt anerkannt. So führt er im Anti-Machiavel (Chap. V.) eine Parallele zwiſchen der Republik der Niederlande und dem ruſſiſchen Czaarenreiche durch, die ganz zu Gunſten der erſteren ausfällt; er freut ſich der Anſtrengungen, welche die Corſen zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit machen, trinkt öffentlich bei Tafel die Geſundheit ihres Führers Paſcal Paoli und widmet dieſem Helden, mit dem er in brieflichem Verkehre ſtand, begeiſterte Verſe (1769), in denen er ihn als den heroiſchen Wiedererwecker der öffentlichen Freiheit in ſeinem Vaterlande preiſt;*) und daß ihm dieſe über alle legitimiſtiſchen Veilletäten weit erhabene Unbefangenheit des Sinnes bis in ſein höchſtes Alter blieb, beweiſt die uneigennützige Freude, mit der er in ſeinen alten Tagen die Gründung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten begrüßte, deren Verfaſſungen er aller Bewunderung werth fand,**) und mit denen er, der erſte unter allen Monarchen Europas, einen Freundſchaftsvertrag auf Grundlage der humanſten und liberalſten Principien ſchloß.***) — Dieſer Anerkennung für die ſchönen Seiten republikaniſcher Staatsordnungen ſteht nun aber freilich bei Friedrich die Ueberzeugung von ihrer Unbeſtändigkeit gegenüber. Der Veränderlichkeit, die das gemeinſame Loos aller menſchlichen Dinge iſt, ſcheinen ſie ihm doch noch in

*) Preuß, IV. 155. Oeuvr. XIV. S. XXIII. und Nr. XLV.

**) Vergl. in dem Briefe an Voltaire XXIII. S. 353 über Penſylvanien.

***) Preuß, IV. S. 136 ff.

einem ganz besonderen Grade anheimzufallen, und er setzt mit einem sehr richtigen geschichtlichen Blick alle die mannigfachen Gefahren auseinander, denen die Freiheit der Republiken fast mit Nothwendigkeit erliegen muß, indem sie der brutalen Gewalt anheimfallen, mag diese nun von außen kommen oder aus innerer Usurpation hervorgehen.*)

Von dieser Gewaltherrschaft, die, wie Friedrich sehr treffend bemerkt, der republikanischen Freiheit fast immer vorangegangen und nachgefolgt ist, unterscheidet er nun in ihrem Ursprunge und Wesen genau die echte Monarchie, die Art der Herrschaft, die er selbst zu üben sich berufen fühlte. „Die Völker", sagt er wörtlich im Eingange des Anti-Macchiavel (Chap. I.), „fanden es für ihre Ruhe und ihre Erhaltung nothwendig, Richter zu haben, um ihre Streitigkeiten zu schlichten, Beschützer, um sie gegen ihre Feinde im Besitze ihrer Güter zu erhalten, Herrscher, um alle ihre verschiedenen Interessen in einem einzigen gemeinschaftlichen Interesse zu vereinigen, und deshalb wählten sie aus ihrer Mitte diejenigen, welche sie für die weisesten, billigsten, uneigennützigsten, humansten, stärksten hielten, um sie zu regieren und um die schwere Last aller ihrer Angelegenheiten auf sich zu nehmen." Hiernach hat also auch diese Fürstengewalt einen durchaus menschlichen und natürlichen Ursprung, da ist nichts Geheimnißvolles, nichts Wunderbares, nichts von einer besonderen göttlichen Veranstaltung und einem daraus herzuleitenden Rechte. Vielmehr, was diese Art der Herrschergewalt von der zuerst characterisirten unterscheidet, ist nur, daß sie nicht auf Usurpation beruht, sondern auf Uebertragung durch das Volk.

*) Antimach. Chap. IX.

Dieſe Ueberzeugung war in Friedrich nicht etwa eine Jugend-illuſion, von der er in reiferen Jahren zurückgekommen wäre. Es liegt uns ein Aufſatz des Königs aus dem Jahre 1777 vor, Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains, den er unter ſeinen Augen hat drucken laſſen und von dem unter Anderm der Miniſter v. Hertzberg ein Exemplar erhielt, und in welchem er ſich nach einer faſt 40jährigen Regierung genau zu denſelben Grundſätzen bekennt, die er als Jüngling in dem Anti-Machiavel ausgeſprochen hatte:*) „Man möge es ſich wohl einprägen", ſagt er hier unter Anderm, „daß die Erhaltung der Geſetze der einzige Grund war, welcher die Menſchen veranlaßte, ſich Obrigkeiten zu ſetzen, denn dieſes iſt der wahre Urſprung der Souveränetät"; und Friedrichs welthiſtoriſches Wort, daß der Monarch nichts iſt als der erſte Diener des Staates, ein Wort, welches doch im Grunde nur die Quinteſſenz dieſer Grundſätze enthält, ſteht ebenfalls nicht bloß im Anti-Machiavel zu leſen, ſondern es findet ſich wiederholt in dieſer ſpätern Schrift, ja es kehrt ſogar noch an einer dritten Stelle wieder,**) und zwar in den Mémoires de Brandebourg in der Beurtheilung ſeines Großvaters, des Schöpfers des preußiſchen Königthums, dem er den Vorwurf macht, dieſen Grundſatz vergeſſen und verleugnet zu haben, und die Entſtehungsgeſchichte dieſes Königthums ſelbſt erſcheint dem Enkel in einem ſo wenig idealen und erhabenen Lichte, daß er ſo weit geht, als das einzige Motiv, welches den erſten König getrieben habe, nach der Krone zu greifen, ſeine Luſt an der Verſchwendung und dem

*) Oeuvr. IX. p. 196.

**) Oeuvr. I. 123.

TAYLOR INSTITUTION UNIVERSITY 7 JAN 1959 OF OXFORD LIBRARY

Ceremoniell der Königsberger und ähnlicher Festlichkeiten zu bezeichnen. —

Wir wissen nun, wie sich Friedrich die erste Entstehung der Fürstengewalt in einer fernen, weit vor aller geschichtlichen Kunde liegenden Vergangenheit dachte. Hätte er seinen Gedanken über diese Gegenstände eine systematische Abrundung und Geschlossenheit zu geben gestrebt, so würde er sich demnächst der weiteren Untersuchung nicht haben entziehen können, wie sich wohl aus diesen vorausgesetzten Anfängen die in historischer Zeit und namentlich in Friedrichs eignem Jahrhundert wirklich vorhandenen monarchischen Ordnungen hervorgebildet haben könnten. Aber den Versuch, die Kluft zwischen solchem Ursprung, wie er ihn sich dachte, und der ihm anscheinend wenig entsprechenden Gegenwart auszufüllen, hat er nicht gemacht, und auch die Frage hat ihm keine Scrupel erregt, ob etwa die Monarchieen seiner Zeit, um mit der von ihm angenommenen Entstehungsart in Uebereinstimmung zu sein, anders constituirt sein könnten und sollten. Er hat zwar die um ihn her bestehenden monarchischen Ordnungen seiner Kritik unterworfen, aber die Frage, ob sie der Umgestaltung fähig und bedürftig seien, so wenig wie die nach ihrer Entwickelungsgeschichte discutirt, sondern sich damit begnügt, die Consequenzen seiner politischen Grundanschauung für die Person des Herrschers, für die Bestimmung seiner Aufgabe, den Beruf seiner Pflichten, den Umfang der an ihn zu machenden Ansprüche zu ziehen. —

Die Staaten des 18. Jahrhunderts waren in ihren Einrichtungen im allgemeinen nach derselben Schablone zugeschnitten. Die absolute Fürstengewalt, wie sie sich in Frankreich auf den Trümmern des Feudalstaates erhoben hatte, das

von Richelieu und Mazarin begründete und von Ludwig XIV. zur Vollendung gebrachte politische System hatte fast überall zum Vorbilde gedient, dem sich die übrigen Staaten Europas möglichst anzunähern suchten.*) Es waren unter ihnen, abgesehen von den mehr und mehr in ihren aristokratischen Formen erstarrenden Republiken, eigentlich nur drei, die sich diesen Einwirkungen gegenüber einen durchaus eigenthümlichen Character bewahrt hatten: Die Türkei, Polen und England.

Die Einrichtungen der ersteren beiden Länder sah Friedrich als Gegensätze der wahren Monarchie an. „In der Türkei", sagt er,**) „ist der Herrscher ein Despot; er kann ungestraft die empörendsten Grausamkeiten begehen, bis es ihm durch eine gerechte Wiedervergeltung begegnet, daß er seinerseits erdrosselt wird;" und Polen bezeichnet er als das einzige noch übrige Beispiel des verabscheuungswerthen feudalen Systems, wie es einige Jahrhunderte früher in ganz Europa geherrscht habe als eine Pflanzschule von Bürger-

*) In Frankreich selbst war für die fürstliche Gewalt eine Schranke stehen geblieben, das Recht der Parlamente, die königlichen Verordnungen zu registriren oder diesen Akt zu verweigern. Diese Körperschaften vertraten in Fr.'s Zeit in der engherzigsten Weise nichts als ihre Sonderinteressen. Trotzdem fand Fr. das Prinzip der Institution vortrefflich, daß es nämlich eine Körperschaft geben solle, welche das Recht hätte, den Herrschern Vorstellungen über die Ungerechtigkeiten zu machen, die sie zu begehen im Begriffe wären. Vgl. den Brief an Voltaire. (Oeuvr. XXIII. p. 378.)

**) Oeuvr. IX. 198.

kriegen, aus denen das öffentliche Unglück hervorging. Umgekehrt bot England damals das einzige Beispiel constitutioneller Einrichtungen, wie sie gegenwärtig fast die ganze gebildete Welt beherrschen, und da ist es denn gewiß von hohem Interesse, zu erfahren, wie der große König über sie gedacht hat. Im Anti-Macchiavel steht wörtlich Folgendes:*) „Wenn es eine Regierungsweise giebt, deren Weisheit man in unseren Tagen als Muster aufstellen könnte, so ist es die englische; dort ist das Parlament der Schiedsrichter des Volkes und des Königs, und der König hat alle Gewalt Gutes zu thun, aber Schlechtes zu thun hat er keine." Und in einer poetischen Epistel an den englischen Gesandten Mitschell, seinen treuen Freund und Berather während der Stürme des siebenjährigen Krieges, kehrt derselbe Gedanke in weiterer Ausführung wieder. Diese Epistel, welche das Datum trägt: Breslau, 28. December 1761, beginnt folgendermaßen (Oeuvr. XII. 195): „Tugendhafter Minister eines Volkes, dessen Gesetze den König ihrem weisen Zügel unterworfen haben, bei Euch athmet die Freiheit neben dem Throne und hält den Tyrannen zurück, wenn er blitzt und donnert. Eure Fürsten, die eines wahrhaft königlichen Rechtes genießen, sind frei, wenn sie Gutes thun, gefesselt, wenn sie übel thun. Wie glücklich ist ihr Loos. Wie sind sie beneidenswerth. Sie sind für ihr ganzes Leben an die Tugend gebunden, die Gerechtigkeit und die Gesetze haben ihre Pflichten geregelt, und vergebens sucht die Laune ihre Macht zur Geltung zu bringen. Warum, mein theurer Mitschell, warum hat das höchste Wesen nicht uns auf dieselbe Weise fesseln wollen. So würden wir

*) Chap. XIX. Oeuvr. VIII. 125 und 255.

das Siegel ſeiner Güte aufgeprägt behalten, wir würden nicht, ach, die traurige Freiheit haben, die Tugend zu verlaſſen, um uns dem Laſter in die Arme zu werfen. Warum uns an den Rand des Abgrunds ſtellen? Weniger frei in unſerer Wahl — würden wir glücklicher ſein; die Unſchuld und der Friede würden die Erde bewohnen; keine Zerſtörung, keinen Meuchelmord, keinen Krieg würde es mehr geben.“ —

Niemand, der dieſes faſt überſchwängliche Lob conſtitutioneller Einrichtungen aus dem Munde eines Friedrich vernimmt, wird ſich des Gedankens erwehren können, wie ſchwer es dem großen Könige ſelbſt geworden ſein würde, ſich in ſolche Beſchränkung zu finden und wie ſehr er durch ſie in ſeinem Adlerfluge gehemmt worden wäre. Aber ſo treffend dieſe Bemerkung auch an und für ſich iſt, ſo wenig beweiſt ſie gegen die Richtigkeit des in Friedrichs Worten niedergelegten Grundgedankens. Er ſtellt eben eine allgemeine Regel auf, während er ſelbſt zu den glänzenden Ausnahmen der Weltgeſchichte gehört, zu jenen erhabenen Genien, die das Geſetz ihres Handelns in ſich ſelbſt tragen, und eben deshalb einer von außen ihnen auferlegten Regel ebenſo wenig bedürfen wie ſie eine ſolche ertragen können. Dadurch aber übertrifft er alle ihm ſonſt ebenbürtigen Heroen der Geſchichte, daß er dieſem in ihm waltenden Geſetze nicht inſtinctmäßig gefolgt iſt, ſondern ſich von demſelben ſowie von dem Umfange ſeiner Aufgaben und Pflichten und den für ihre Erfüllung erforderlichen Eigenſchaften die klarſte Rechenſchaft gegeben hat. Er trug ein lebendiges Bild von dem Ideal eines Herrſchers in ſeiner Bruſt, an welchem er ſeine eigenen Leiſtungen wie die ſeiner Mitfürſten maß. Verſuchen wir nun uns dieſes Bild in ſeinen Hauptumriſſen vor die Augen zu ſtellen. —

Aus der oben entwickelten Auffassung, die er von der Entstehung der Fürstengewalt hatte, ergiebt es sich von selbst, daß ihm als die erste und heiligste Pflicht des Fürsten erschien das lebhafte Gefühl seiner Verantwortlichkeit, und zwar nicht etwa einer Verantwortlichkeit vor Gott als dem Herrn, von dem er seine Krone zu Lehn trage, oder vor seinen Nachfolgern, denen er sie ungeschwächt zu überliefern verpflichtet sei. Solcherlei Gedanken, die dem Ideenkreise des Mittelalters angehören und erst durch die Romantiker des 19. Jahrhunderts wieder auf die Tagesordnung gebracht worden sind, lagen dem nüchternen, eminent verständigen, ich möchte sagen Lessingischen Geiste des Königs fern. Er bezog die Verantwortlichkeit des Fürsten ganz praktisch auf das Land und Volk, welches ihm anvertraut ist, und je weniger der äußeren Form nach eine solche Verantwortlichkeit bestand, um so mehr Gewicht legte Friedrich auf ihr Vorhandensein im Bewußtsein des Monarchen. (Oeuvr. I. 123.) Jenes schon oben angeführte Wort, daß der Fürst der erste Diener des Staates sei, ist ja nichts als der prägnanteste Ausdruck dieses Bewußtseins, und an einer der Stellen, wo er es gebraucht, fügt er wörtlich hinzu: ein Fürst ist dem Staate Rechenschaft schuldig von dem Gebrauche, den er von den Auflagen macht; er erhebt sie, um den Staat vertheidigen zu können vermittelst der Truppen, die er unterhält, um die Würde aufrecht zu erhalten, mit der er bekleidet ist, um die Dienste und das Verdienst zu belohnen, um gewissermaßen ein Gleichgewicht zwischen den Reichen und den Verschuldeten herzustellen; um den Unglücklichen in jeder Art Erleichterung zu schaffen, um Pracht in alles zu legen, was den Staatsbürger im allgemeinen angeht. Wenn der Fürst Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, wird er alle seine Ausgaben

auf den öffentlichen Nutzen und auf den möglichſten Vortheil ſeiner Völker berechnen.

Ganz in Uebereinſtimmung mit dieſen Grundſätzen ſtehen die Mahnungen, die Friedrich dem jungen Herzog Carl Eugen von Würtemberg gab, als dieſer ſein Zögling in Folge ſeiner Verwendung für mündig erklärt worden war. In der ihm ertheilten Inſtruction, die unter dem Titel Fürſtenſpiegel bekannt iſt (6. Febr. 1744), heißt es u. A.: „Denken Sie nicht, daß das Land Würtemberg für Sie geſchaffen worden iſt; ſondern glauben Sie, daß Sie es ſind, den die Vorſehung hat auf die Welt kommen laſſen, um dieſes Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie immer deſſen Wohlergehen Ihrer Bequemlichkeit vor, und wenn Sie in Ihrem zarten Alter Ihre Wünſche dem Wohle Ihrer Unterthanen zu opfern wiſſen, ſo werden Sie nicht nur deren Entzücken, ſondern auch die Bewunderung der Welt ſein.“ Bei dem Herzoge von Würtemberg waren dieſe trefflichen Worte freilich in den Wind geſprochen. Daß es aber Friedrich mit ſolchen Grundſätzen heiliger Ernſt war, dafür zeugt ſeine ganze Regierungsgeſchichte in ihrem Totaleindrucke, wie in hundert einzelnen Zügen. — Mag von dieſen wenigſtens einer ſtatt vieler hier eine Stelle finden. Seiner Lieblingsſchweſter Wilhelmine, der Markgräfin von Baireuth, begegnete das Unglück, daß ihr Schloß zu Baireuth mit dem ganzen Mobiliar ein Raub der Flammen wurde. Friedrich bethätigte durch ſinnig ausgewählte Geſchenke aller Art in der liebenswürdigſten Weiſe ſeine brüderliche Theilnahme an ihren Verlegenheiten. Als ſie aber auf die Möglichkeit einer aus dem preußiſchen Staatsſchatze zu gewährenden Unterſtützung für den Umbau des Schloſſes hinzudeuten wagte, wies Friedrich eine ſolche Zumuthung mit

der größten Entschiedenheit zurück. „Ich kann den Staatsschatz nicht anrühren", schrieb er ihr.*) „Seit dem Tode meines Vaters habe ich nie auch nur einen Pfennig für meinen Gebrauch verwendet, der dem Staate gehörte." —

Und in ähnlicher Weise wiederholt er in seinem Testamente die feierliche Erklärung:**) „Ich habe die Einkünfte des Staates wie die Bundeslade betrachtet, die keine profane Hand anzutasten wagte. Die öffentlichen Einkünfte sind niemals zu meinem Privatgebrauche verwendet worden. Die Ausgaben, die ich für mich gemacht habe, haben niemals 220,000 Thlr. jährlich überschritten. Auch läßt mir meine Verwaltung das Gewissen in Ruhe, und ich würde mich nicht scheuen, darüber dem Publikum öffentliche Rechenschaft abzulegen." Dieselbe Handlungsweise legt er in eben diesem Testamente seinem Nachfolger an's Herz. „Ich hinterlasse ihm den Schatz", heißt es ausdrücklich, „als ein dem Staate gehöriges Gut, welches nur dienen darf, um das Volk zu vertheidigen oder um es zu erleichtern." So scharf verstand Friedrich die Person des Herrschers vom Staate zu unterscheiden; in so vollkommenem Gegensatze fühlte er sich zu der selbstsüchtigen Maxime Ludwigs XIV.: l'état c'est moi. Während nach diesem französischen System der Staat in der Person des Herrschers aufging, ging umgekehrt Friedrich's ganzes Dichten und Trachten in dem Staate auf. Und dies führt uns nun auf die zweite positive Seite von Friedrich's Verantwortlichkeitsgefühl. Dieses verbot ihm nicht nur alles,

*) Oeuvr. XXVII. 223. 23. Febr. 1753.

**) Oeuvr. VI. 216.

wodurch das Staatswohl auf Koſten ſeiner perſönlichen Intereſſen beeinträchtigt worden wäre; — es gebot ihm ebenſo in allen öffentlichen Angelegenheiten den höchſtmöglichen Grad von Selbſtthätigkeit zu entwickeln.

So ſehr dieſe Selbſtthätigkeit des Herrſchers zum Begriffe der abſoluten Monarchie zu gehören ſcheint, ſo wenig findet ſie ſich doch thatſächlich immer oder auch nur in den meiſten Fällen mit ihr vereinigt, und diejenigen, welche den conſtitutionellen Staatsformen den Vorwurf machen, daß ſie den freien Willen des Herrſchers über Gebühr einengen, überſehen ganz, daß ſich die Lahmlegung des fürſtlichen Eigenwillens, wie die Geſchichte lehrt, mit den Formen der abſoluten Monarchie ebenſo wohl verträgt, nur mit dem nicht zu Gunſten der letzteren ſprechenden Unterſchiede, daß die Feſſeln hier zufällige, willkürliche, der Garantien der Oeffentlichkeit und Geſetzlichkeit entbehrende ſind. Herrſcher, die wirklich die Seele und das Haupt des Staates ſind, finden ſich in abſoluten Monarchien eben ſo ſelten, wie in conſtitutionellen, und auch Preußen macht, was immer ein übel verſtandener Patriotismus dazu ſagen möge, von dieſer Regel keine Ausnahme. Friedrich gehörte zu dieſen wenigen und er hatte daher ein volles Recht, auch in ſeinen politiſchen Theorien dieſen Punkt ganz beſonders hervorzuheben.

„Es giebt zwei Arten von Fürſten in der Welt", ſagt er im Anti-Macchiavel (Chap. XXII. Oeuvr. VIII. p. 272), „nämlich die, welche alles mit ihren eigenen Augen ſehen und ihre Staaten ſelbſt regieren, und die, welche ſich auf die Treue ihrer Miniſter verlaſſen und ſich durch diejenigen leiten laſſen, welche eine Herrſchaft über ihren Geiſt gewonnen haben." Von dieſer zweiten Gattung boten ſich in Friedrichs Zeit ſo

zahlreiche Beispiele dar, daß es ihm nicht schwer werden konnte, das Bild derselben weiter auszuführen. Gelegentlich hat er einmal in poetisch übermüthiger Laune seine einzelnen fürstlichen Brüder die Revue passiren lassen und, ohne sich übrigens dabei selbst zu schonen, ihre Porträts in Zügen gezeichnet, die ich hier nicht wiederzugeben wage. Dagegen möge hier eine allgemeine Characteristik dieser Fürstenart Platz finden, deren uns in seinen Werken verschiedene begegnen.

So entwirft er namentlich noch in einer seiner letzten Schriften, dem essai sur les formes de gouvernement (Oeuvr. IX. 199) ein erschreckendes Gemälde der Mißregierung, welche sich entwickelt, wenn schwache Fürsten das Steuer des Staates den Händen von Ministern überlassen, von Miethlingen, die, zufrieden jeder Verantwortlichkeit für ihre eigenen Handlungen überhoben zu sein, sich wohl hüten, gegen ihre Untergebenen das Beispiel der Strenge zu geben. „Eine solche Regierung", fährt er fort, „wird zu einer wahren Oligarchie, wo die Minister und die Generale die Geschäfte nach ihrem Belieben leiten. Das Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn verworfene Seelen dahin gelangen, den Souverän zu überreden, daß seine Interessen verschieden von denen seiner Unterthanen seien. Dann wird der Herrscher der Gegner seines Volkes, ohne zu wissen warum; er wird hart, streng, unmenschlich aus Mißverständniß; denn da das Prinzip, von dem er ausging, falsch war, müssen es die Consequenzen nothwendig sein."

Diesem traurigen Zerrbilde der Monarchie stellt Friedrich in begeisterten Worten das Ideal eines wahren Herrschers der ersten Art gegenüber, wie er selbst einer war.*) „Solche

*) Oeuvr. VIII. 272.

Herrſcher ſind die Seele ihrer Staaten. Das Gewicht ihrer Regierung ruht auf ihnen allein, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. Sie leiten die inneren Angelegenheiten wie die auswärtigen. Alle Befehle, alle Geſetze, alle Erlaſſe gehen von ihnen aus und ſie verſehen zugleich die Aemter eines erſten Juſtizbeamten, eines Generals, eines Finanzminiſters, und beſorgen kurz und gut alles, was zur Politik Beziehung hat. Sie haben nach dem Beiſpiel Gottes, der ſich höherer Weſen bedient, um ſeinen Willen zu vollſtrecken, Männer von durchdringendem und arbeitſamem Geiſte, um ihre Pläne auszuführen und um im Einzelnen zu vollenden, was ſie im Großen entworfen haben. Ihre Miniſter ſind eigentlich nichts als Werkzeuge in den Händen eines weiſen und geſchickten Meiſters."

Nach den vorausgeſchickten Mittheilungen über Friedrichs Grundſätze bedarf es wohl kaum an dieſer Stelle der Abwehr des Mißverſtändniſſes, als ob in dem eben mitgetheilten Bilde eine vermeſſene Ueberhebung liege. Friedrich wollte hier eben ein Ideal entwerfen. Im Uebrigen war er ſo ſehr, wie nur je ein Monarch, von ſeiner menſchlichen Unvollkommenheit durchdrungen, und in dem mehrerwähnten Essai sur les formes de gouvernement*) bezeichnet er es geradezu als die dringendſte aller Pflichten eines Fürſten, daß er ſich oft daran erinnere, er ſei ein Menſch wie der geringſte ſeiner Unterthanen. Hiermit ſteht nun auch die Inſtruction in vollem Einklange, die er dem Major Borcke für die Erziehung ſeines Neffen, des präſumtiven Thronfolgers, ertheilte. „Er ſoll lernen," heißt es hier**) u. A., „daß alle Menſchen gleich

*) Oeuvr. IX. 208.

**) Oeuvr. IX. 39.

ſind und daß die Geburt nichts iſt als eine Chimäre, wenn ſie nicht vom Verdienſte unterſtützt wird.“ *) Wie beſcheiden er von ſich ſelbſt und ſeiner Stellung dachte, davon zeugt auch die bekannte Verordnung über die Veränderung des Kirchengebetes. Dieſes lautete ſeit Friedrichs I. Krönung:**) „Inſonderheit laß Dir o Gott empfohlen ſein Ihro Majeſtät unſern theuerſten König.“ Friedrich ſchrieb ſtatt deſſen vor: „Inſonderheit laß Dir o Gott empfohlen ſein Deinen Knecht unſeren König.“

Es wäre nun hier eigentlich der Ort, tiefer in das Detail der Aufgaben und Pflichten einzugehen, die der Herrſcherberuf, wie ihn Friedrich auffaßte, in ſich ſchließt. Dies würde aber weit über die Grenzen meiner gegenwärtigen Aufgabe hinausgreifen, und ich begnüge mich daher mit einer Bemerkung über die Rangordnung, die Friedrich dieſen mancherlei Pflichten und Aufgaben zuwies; und da iſt es denn namentlich characteriſtiſch, daß er, der geniale Feldherr, er, deſſen Ruhm doch in erſter Linie auf ſeinen Kriegsthaten beruhte, gleichwohl die militäriſche Seite nicht für die erſte und wichtigſte an dem Fürſtenberufe hielt. „Ein Fürſt erfüllt nur die Hälfte ſeines Berufes“, ſagt er wörtlich,***) „wenn er ſich nur auf das Kriegshandwerk legt. Es iſt offenbar falſch, daß er nichts ſein ſoll als Soldat. Die Fürſten ſind ihrer Entſtehung nach zunächſt Richter, und wenn ſie Generale ſind, ſo iſt dies nur eine Zugabe“ (ce n'en est qu'un accessoire). Dieſer Gedanke, daß die Sorge für das Recht recht eigentlich

*) Aehnliche Gedanken im Anti-Machiavel VIII. Seite 88, 126, 197.

**) Preuß, I. 342.

***) Oeuvr. VIII. 225. Antimachiavel chap. XIV.

den Mittelpunkt der Fürstengewalt bilde, kehrt in Friedrichs Schriften öfter wieder, und ich behaupte, daß auch sein praktisches Verhalten damit keineswegs im Widerspruche steht. Durch seine Regierungsgrundsätze und seine Einrichtungen ist jener Sinn für das Recht großgezogen worden, der seitdem in unserem Volke unverwüstlich lebendig geblieben ist, und selbst, wo Friedrich auf diesem Gebiete Mißgriffe gemacht, ja wo er entschiedenes Unrecht gethan hat, liegt die Schuld davon in einem vielleicht allzuwarmen und irre geleiteten Eifer für das Recht. Wie die Pflege des Rechts als die vornehmste und würdigste, so erschien ihm die Verwaltung der Finanzen und das Verständniß dafür als die unentbehrlichste Aufgabe des wahren Monarchen. „Die Finanzen", schreibt er dem jungen Herzog von Würtemberg,*) „sind der Nerv eines Landes, wenn Sie davon eine gute Kenntniß besitzen, werden Sie immer Herr des übrigen sein." Aber ich muß, wie gesagt, darauf verzichten, in dieser Weise Friedrichs Urtheile über die Beschäftigungen des Monarchen einzeln durchzugehen. Wohl aber bin ich am Schlusse noch eine Rechenschaft darüber schuldig, welchen Werth er dem Besitze dieser ganzen monarchischen Machtfülle zuschrieb, die er so meisterhaft zu handhaben verstand.

Da er in der Fürstengewalt nicht sowohl einen Complex von Rechten, als einen Complex von Pflichten sah, so erklärt es sich schon aus dieser Auffassung, daß ihm ihr Besitz nicht als ein Glück erschien, sondern als eine Last. — Friedrichs Aeußerungen in diesem Sinne sind zu häufig, zu eindringlich und stimmen auch mit seiner immer wieder durchbrechenden

*) Oeuvr. IX. 5.

Vorliebe für ein beſchauliches Leben, für das Verſenken in den Genuß von Kunſt und Wiſſenſchaft zu gut überein, als daß wir ſie etwa für bloße bedeutungsloſe Phraſen halten dürften. Hat er doch ſogar in der Fülle ſeiner Kraft und im Hochgefühl ſeiner Siege bald nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege einmal allen Ernſtes an Entſagung gedacht zu Gunſten ſeines Bruders.*) Und ſelbſt wo er in heiterer Laune zu ſcherzen begonnen hat, geſtalten ſich ſeine Worte und Gedanken zu tiefem Ernſte, ſobald er ſich ſolchen Betrachtungen über das viel beneidete und doch nach ſeinem Gefühl ſo wenig beneidenswerthe Loos der Könige zuwendet. Dieſen Character trägt z. B. eine Epiſtel an ſeinen Secretär Darget, welche die Ueberſchrift führt: Apologie des rois.**) Sie beginnt mit einem ſcherzhaften Vergleiche zwiſchen den Beſchäftigungen eines Secretärs und denen eines Königs, und verläuft in eine ernſte Klage über die Lage des letzteren, der trotz aller Sorgen und Mühen doch unmöglich allen an ihn geſtellten Anforderungen entſprechen könne. „Man will, daß er alles verſtehe, den Krieg, die Finanzen, die Kunſt der Unterhandlungen und die Jurisprudenz, daß er allſeitig ſei in dieſem unermeßlichen Beruf, von dem jeder Theil einen ganzen Mann verlangt. Der, der ihn beleidigte, findet ihn zu ſtreng, der andre glaubt ihn zu milde; jener zu zornmüthig. Führt er Krieg, ſo ſagt man: Das iſt ein raſender König. Der Himmel hat ihn ehrgeizig gemacht, um uns zu ſtrafen. Hält er ſich friedlich, ſo heißt es: Dieſer ſtumpfſinnige Monarch fürchtet die Gefahren, der Ruhm ſchüchtert ihn ein. Regiert er allein: das iſt ein eifer-

*) Ranke, Preuß. Geſchichte III. 474.

**) Oeuvr. X. 204. ff.

flüchtiger, launischer Fürst, der nur seinem Geschmack folgt. Ueberläßt er die Sorge für den Staat seinen Ministern: warum duldet er alle ihre finsteren Ränke? Hat er Günstlinge: seine Schwäche erregt Mitleid; hat er keine: dieser Fürst ist taub für die Freundschaft. So heißt der Sparsame knickerig, der Freigebige verschwenderisch u. s. w." —

Es ist nicht nöthig, noch weitere Proben von Friedrichs Klagen über die Lasten und Beschwerden seines königl. Amtes anzuführen. Der Frage aber können wir schließlich nicht aus dem Wege gehen, ob Friedrich der Quelle dieses Mangels an innerer Befriedigung nicht nachgespürt hat, den er zu allen Zeiten seinem Herrscherberuf gegenüber empfand.

In Friedrichs Subjectivität, in seiner weichen Natur allein lag die Ursache nicht. Wir auf unserem heutigen Standpunkte können darüber nicht in Zweifel sein, daß wir sie noch ganz wo anders zu suchen haben, nämlich in der Unvollkommenheit der Institution des absoluten Königthums selbst. Eine Staatsordnung, die alle Sorge und Thätigkeit für das öffentliche Wohl auf die Schultern eines Einzigen wälzt und allen Uebrigen nur die Rolle des Gehorchens zuweist, ist schon darum in sich selbst unhaltbar, weil sie jenem Einen eine Aufgabe stellt, die über das Maaß menschlicher Kräfte, auch der außerordentlichsten, hinausgeht. Auch Friedrich, so unerreichbar groß er dasteht, empfand dieses Mißverhältniß, und er empfand es doppelt bei der rücksichtslosen Aufrichtigkeit, mit der er gegen sich selbst zu verfahren pflegte, und hierin liegt die eigentliche Quelle seines Mißbehagens. „Wie können wir", schreibt er in der eben angeführten Epistel an Darget*), „so große Könige wir auch

*) Oeuvr. X. 210.

sein mögen, die Tugenden der Götter mit der menschlichen Schwachheit vereinigen. Wollen wir Könige ohne Leidenschaft, deren Seelenruhe sich durch nichts anfechten läßt, wohlan, so mag der Bildhauer arbeiten und eine Statue schaffen."

Mag nun das bekannte, von Friedrich überlieferte Wort, er sei es müde, über Sclaven zu herrschen, von ihm wirklich gesprochen sein oder nicht, soviel ist gewiß, daß eine ähnliche Empfindung ihn in den letzten Jahren seines Lebens wirklich bewegte. Es liegt dafür ein sicherer Beweis in einer merkwürdigen kleinen zu wenig beachteten Schrift des großen Königs, — in seinen Briefen über die Vaterlandsliebe. Der König selbst legte auf die hier ausgesprochenen Ansichten großes Gewicht und ihre möglichste Verbreitung lag ihm offenbar sehr am Herzen, denn ganz gegen seine sonstige Art ließ er im Jahre 1779 diese Briefe zugleich in deutscher und französischer Sprache veröffentlichen, und an d'Alembert schreibt er*), indem er sie ihm überschickt, er wolle sich Glück wünschen und glauben, seine Zeit nicht verloren zu haben, wenn er von tausend Menschen auch nur einen überzeuge. Und was sind es denn nun also für Ueberzeugungen, für die der König in seinem hohen Alter so eifrig Propaganda zu machen sucht? Der Grundgedanke ist kein anderer als der — ich gebe eine genaue Uebersetzung der Worte des Königs**) —, „daß ein Staat, von welcher Art er auch sein mag, nicht bestehen kann, wenn nicht alle Bürger in Einmüthigkeit für die Erhaltung ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes arbeiten." Diesen Satz läßt

*) Oeuvr. XXV. 129.

**) Oeuvr. IX. 229.

er einen seiner beiden Briefsteller, dem er den Namen Philopatros giebt, mit einem großen Aufwand von Beredtsamkeit gegen den anderen, Anapistemon, vertheidigen, der bald den Standpunkt des egoistischen epikureischen Genußlebens, bald den eines haltlosen Cosmopolitismus vertritt. Philopatros vergleicht den Staat mit einem Körper, dessen lebendige Glieder die einzelnen Bürger sein sollen, er weist nach, daß ohne den allgemeinen Eifer für das öffentliche Wohl kein Staat groß und glücklich werden kann, daß diese Hingebung an den Staat die Quelle der größten Tugenden und Thaten ist, er bedient sich wiederholt der gewaltigen Worte, mit denen Demosthenes seine Athener für das Vaterland zu begeistern wußte.

Uns Kindern des 19. Jahrhunderts sind diese Gedanken freilich geläufig und natürlich, ja wir vermissen sogar in den Argumentationen Friedrichs so Manches, wie denn namentlich das letzte Wort, daß eben die Staatsverfassung selber diese allgemeine Betheiligung am öffentlichen Leben zu fordern und zu regeln hat, ungesprochen und wohl auch ungedacht geblieben ist. Wenn wir uns aber in Friedrichs Zeit und in seine Denkweise zurückversetzen, so werden wir bekennen müssen, daß der große Mann in diesen seinen letzten und reifsten politischen Gedanken beinahe über sich selbst und den Standpunkt seiner Zeit hinausgegangen, daß er mit ihnen der Verkündiger einer neuen Epoche des Staatslebens geworden ist, einer Epoche, die den Staat nicht mehr der Fürsorge eines Einzelnen, — und wäre er auch der beste und weiseste, — überläßt, sondern sein Gedeihen abhängig macht von der freien Betheiligung Aller am öffentlichen Leben. —

Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.

58592313

58592313